



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vermischte Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aufgabe, den Heimkehrenden warmen Dank für ihre aufreibende und verantwortliche Arbeit auszusprechen. Es ist jetzt nicht die Zeit und nicht hier der Ort, den Umfang der einzelnen Talente abzuschätzen, und was ihre Thätigkeit vielleicht zu wünschen ließ, hervorzuheben. Denn sie sind die Männer, welche in der nächsten Zukunft die Führer der Volkspartei, die Vertreter der liberalen Forderungen sein werden. Und wie wir fest auf die Zukunft des preussischen Staates vertrauen, so vertrauen wir auf die Umsicht und Thätigkeit, welche unsere Vertreter durch die nächsten Monate in ihrer Heimath erweisen werden. Denn was den Preußen jetzt mehr als alles Andere noththut, ist Organisation der Partei und Disciplin, eine willige, selbstlose Unterordnung des Einzelnen unter die leitenden Führer. ♀

Vermischte Literatur.

Heinrich Moriz Richter: Georg von Podiebrad's Bestrebungen um Erlangung der deutschen Kaiserkrone und seine Beziehungen zu den deutschen Reichsfürsten. Wien und Leipzig, (typogr. lit. art. Anstalt, Zamarski und Dittmarsch) 1863.

Wenn Jemand behufs der Beurtheilung einer wichtigen historischen Persönlichkeit dieselbe von einem willkürlichen und falschen Gesichtspunkte aus betrachtet und sich dann wundert, wie Andere an dem Original des verzerrten Bildes haben Wohlgefallen finden können, so ist die Schuld dieser Verwunderung entweder außergewöhnliche Naivität oder Absichtlichkeit. Diese Wahl müssen wir dem Verfasser des obengenannten Schriftchens stellen. Er hat sich vorgenommen, Georg von Podiebrad des Rimbus zu entkleiden, den ihm die neueren Bearbeitungen seiner Geschichte, die er nicht einmal vollständig berücksichtigt, durch die Hervorhebung seiner reformatorischen Bedeutung gegeben haben. Zu dem Ende betrachtet er das Verhalten des Böhmenkönigs zu den bewegenden Factoren seiner Zeit, zur religiösen und zur innern politischen Frage, einmal als Trivolität, ein andermal als Charakterlosigkeit und findet in unmoralischem, sich selbst vernichtendem Ehrgeiz die einzige Triebfeder seiner Handlungen. Diese Weisheit schallt aus einem Winkel her, den Herr Richter als den Hochsitz historischer Aufklärung feiert. S. 48 und 49 findet sich nämlich ein Panegyrikus auf Herrn Höfler, dessen Arbeiten er „im höchsten Ausmaße verdienstvoll“ nennt. Nach solchen Autoritäten läßt sich abmessen, wie schwer es dem Herrn Verfasser geworden ist, sich selber zu befriedigen. Ihrer Form nach bildet die Schrift bei aller verdienstlichen Kürze ein gelungenes Specimen der — salva venia — deutschen Sprache dieser Fraction österreichischer Gelehrsamkeit, die sich in grammatikalischer Beziehung etwa an dem Vorbilde der heimischen Polizeiverordnungen herangebildet zu haben scheint. Dazu kommt auch hier wieder die gelehrt scheinende

Geschraubtheit und Selbstgefälligkeit, welche verräth, daß diese Producte sich gar keines bestimmten Publicums bewußt sind, und welche doppelt komisch wirkt, weil, wo sie etwas Verständliches vorbringt, sie sich mit Vorliebe in solchen Wahrheiten bewegt, die so wahr sind, daß sie auszusprechen überflüssig oder dumm ist.

M. J.

Geschichte Oestreichs seit dem wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. Erster Theil. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1863. 597 S.

Bildet den sechsten Band der „Staatengeschichte der neuesten Zeit“ und wird von uns in einem der nächsten Hefte mit der ihm zukommenden Ausführlichkeit besprochen werden. Für jetzt nur die Bemerkung, daß das Buch einerseits auf sehr gründlicher Kenntniß des gesammten in Frage kommenden gedruckten Materials beruht und vielfach aus werthvollen neuen Quellen (zum Theil privater Natur) schöpft, andererseits sich durch die formellen Vorzüge klarer, übersichtlicher und lebensvoller Darstellung, großentheils passender und geschickter Gruppierung der Thatsachen und scharfer Charakteristik der Persönlichkeiten auszeichnet, Eigenschaften, durch welche es das, was die beiden ersten Werke der Sammlung jedes für sich dem Publicum empfahl, vereinigt, ohne deren Mängel zu haben. Indem wir noch hinzufügen, daß dieser erste Theil die östreichische Geschichte bis zur Einverleibung der Republik Krakau in den Kaiserstaat fortführt, empfehlen wir vorläufig das Werk allen Lesern angelegentlich.

York. Seine Geburtsstätte und seine Heimath. Seine Großthat in der potsdamer Mühle nebst genealogischen Nachrichten über die Familie seiner Mutter. Herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Anclam. Verlag von W. Dieze. 1863. 119 S.

Droysen erzählt in seiner Biographie Yorks: „Während er (des Feldmarschalls Vater, der Grenadierhauptmann David Jonathan v. York) im Felde stand, am 26. Sept. 1759, war ihm ein Sohn geboren, Hans David Ludwig, unser York. Wo, ist nicht klar, er selbst meinte, auf jenem pommerischen Gütchen — Gusow oder Gusflow.“ — „Die Mutter war eine Potsdamerin, Marie Pflugin, eines Handwerkers Tochter. Von ihr, von einem zweiten Sohne ist keine weitere Kunde. Zwei Töchter überlebten die Eltern.“ Und in Cramers „Geschichte der Lande Lauenburg und Bütow“ wird Großgusflow positiv als Geburtsort Yorks angegeben. Beide Schriftsteller irren, wie Berghaus mit Documenten und namentlich mit dem ihm vom Feldpropst Bollert gelieferten Geburtschein, nachweist. Dieser Schein, ausgezogen aus dem Kirchenbuch der königlichen Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam, lautet:

„Vater: Herr David v. York, Hauptmann vom 2. Bat. Garde.

Mutter: Marie Sophie, geb. Pflugin.

Sohn: Johann David Ludwig, geboren den 26. Sept. 1759, getauft den 30. Sept. ej. a.

Zeugen: Herr Lieut. v. York, v. Schenkendorf. Mstr. Pflug; Frau Schlobacher; Frau Haken. (Unehlich.)“

Unser York ist also kein Pommer, wie er selbst meinte, sondern ein potsdamer Kind, und zwar, wie seine drei Schwestern, von denen die älteste 1753, die zweite 1756 und die dritte 1762 (ebenfalls in Potsdam) geboren wurde, ein unehliches

Kind. Die Erklärung des letzteren Umstandes liegt einfach darin, daß Friedrich der Große es nicht litt, daß die Offiziere seiner potsdamer Leibwache regelrechte Ehen schlossen. Die Folge davon waren freie Bündnisse, je nach Umständen von längerer oder kürzerer Dauer, aber ganz allgemein üblich und vom König stillschweigend geduldet. Auch Yorks Vater lebte, während er in Potsdam stand, in einer solchen freien oder wilden Ehe, und zwar ungefähr zehn Jahre hindurch. Eine Bemerkung, daß er sich nach 1762 mit seiner Geliebten habe trauen lassen, enthält das erwähnte Kirchenbuch nicht; doch wird dies — vielleicht schon gleich nach dem hubertusburger Frieden — in Königsberg geschehen sein, wo er dem Grenadierbataillon Klinghorn angehörte, bei welchem den Offizieren das Heirathen nicht untersagt war. Jedenfalls nennt er jene in einem Briefe von 1783 seine Ehefrau.

Marie Sophie Pflug war die Tochter eines ehrsamten Bürgers zu Potsdam, des Stellmachers und Schmiedemeisters Pflug, der, ein Mann von langer Statur, vor Errichtung seiner Werkstatt ein achtbares und hervorragendes Mitglied der potsdamer Riesengarde gewesen war. Sein Haus befand sich in der Altstadt auf der Schusterstraße und führt jetzt die Nummer 10, und nach wohlbegründeten, wenn auch nicht urkundlich beglaubigten Ueberlieferungen der pflugschen Familie war es hier, wo York das Licht der Welt erblickte. Von väterlicher Seite war York ein echter, wenn auch verdeutschter Kaschube. Seine Vorfahren, die Yorken oder Jarken, waren ein altes, in dürftigen Verhältnissen lebendes kaschubisches Panen-Geschlecht. Ihr Gut Großgustkow bei Bütow war ein in viele Theile zersplittertes adliges Gut. Die Verarmung der Familie war Ursache, daß die jüngeren Pane vom Geschlechte der Yorken wie so viele ihrer Standesgenossen kaschubischen Stammes im Lohndienst des Kriegshandwerks ihren Lebensunterhalt suchten und so die Macht der Hohenzollern gründen und mehren halfen. Und aus der Reihe dieses Soldatengeschlechts hat der Mann hervorgehen müssen, der bestimmt war, das Haus Hohenzollern vom Untergang zu retten, dem es — wie kaum zu zweifeln — verfallen wäre, hätte Johann David Ludwig v. York nicht in der poscheruner Mühle das bekannte Abkommen getroffen. Daran zu mahnen, scheint nicht nöthig, und so würde das Capitel, welches Berghaus dieser Großthat widmet, überflüssig sein, wenn man nicht von gewisser Seite jetzt darauf ausginge, das Verdienst Yorks zu schmälern und von geheimen Befehlen zu reden, die ihm in Betreff seines Verhaltens von Berlin zugekommen sein sollten, und so wollen auch wir hier noch einmal an Bekanntes erinnern. Nicht der „Heldenkönig“ — mit Recht nur dann so genannt, wenn man dabei daran denkt, daß er ein König über Helden war — nicht Friedrich Wilhelm der Dritte gab den Anstoß zu Preußens Erhebung gegen Napoleon, noch weniger ein anderer Hohenzollern. Es ist Aberglaube, wenn jemand meint, auf Allerhöchsten, Allergnädigsten Befehl sei die poscherunsche Convention abgeschlossen worden. Die Welt weiß, oder sollte wissen, daß der König, als ihm Hardenberg die Nachricht von dem Ereigniß brachte, erschrocken ausrief: „Da möchte einen ja der Schlag auf der Stelle rühren,“ und daß die Verhaltensbefehle, welche York lange vor dem poscheruner Tage sich vom König erbeten hatte, folgendermaßen lauteten: „Nicht über die Schnur hauen“. Und als Seydlitz, Yorks Vate, dringender um bestimmte Weisung bat: „Napoleon großes Genie. Weiß immer Hilfsmittel zu finden“. Und als jener nochmals seine Bitte

wiederholte: „Nach den Umständen!“ worauf Entlassung des Eilboten durch allergnädigste Handbewegung. Als Seydlitz dann im Jahre 1820 die Handschrift seines Tagebuchs, wie vorgeschrieben, der militärischen Censurbehörde einreichte, wurden mehre Stellen und namentlich eine, in welcher gesagt war „York habe bei Uebernahme seines Commandos weder eine öffentliche noch eine geheime Instruction gehabt“, beanstandet und dem König zu selbsteigenster Entscheidung vorgelegt. Derselbe bemerkte zu jener Stelle eigenhändig: „Der Richterinstenz geheimer Instructionen für den General York darf keine Erwähnung geschehen“, und die Stelle wurde gestrichen.

Wohl war es für Seydlitz eine Ehre, einen König zum Censor zu haben, zumal einen König, der, wie uns seine Biographen sagen, Wahrheit und Recht über Alles liebte. Wir aber ziehen es bis auf Weiteres vor, uns an Yorks Meinung über die Sache zu halten. Als Seydlitz demselben 1823 die ihm zur Benutzung bei Ausarbeitung seines Tagebuchs überlassenen Papiere durch Valentini zurückschickte, schrieb York an letzteren: „Vielleicht, daß durch diese Papiere in der Zukunft einmal bewiesen wird, daß ich aus eignem Gefühl gehandelt. Jetzt glaubt Mancher noch, ich habe geheime Befehle gehabt und sei von andrer Seite impulsirt worden. Mein Sohn kann einst Gebrauch davon machen, wenn man, wie es in der Regel geschieht, meine Handlungen verkümmern will.“ Der Zeitpunkt für den Sohn scheint uns jetzt gekommen, das Jubeljahr wäre die rechte Zeit zur Veröffentlichung. Ist auch das wahre Sachverhältniß allen Wissenden bekannt, seine Einzelheiten sind es mit Ausnahme der angeführten nicht.

Charakterbilder aus der preussischen Geschichte für Schule und Haus. Bearbeitet von Heinrich Meiser. Stuttgart, Hallberger. 1863. 294 S.

Ein ziemlich wunderliches Buch, namentlich in seiner letzten Hälfte, welche die Personen und Ereignisse seit der Schlacht bei Jena zu schildern unternimmt. Alles Große und Gute ist durch Preußens Könige geschehen, von ihnen wird fast ausschließlich geredet und zwar im Tone jener allerunterthänigsten, in Ehrfurcht und Begeisterung ersterbenden Manier des vorigen Jahrhunderts, die an Fürsten und Höfen nur Preiswürdiges, niemals Schatten und Mängel sieht. Das Capitel „Züge aus dem Leben der hochverehrten Königin Luise“ ist sechsundzwanzig, das über die Freiheitskriege mit Einrechnung eines langen Gedichts bloß sieben Seiten lang. Von Stein ist kaum, von Yorks That zu Poscherun gar nicht die Rede. Ausführlich wird über das Privatleben Friedrich Wilhelms des Dritten, über die Guldigungsfeierlichkeiten beim Regierungsantritt seines Nachfolgers, dessen Tod und Beerdigung, das letzte Krönungsfest in Königsberg und dergleichen mehr berichtet, aber für das, was wirklich die Zeit bewegte, für die Verfassungskämpfe der letzten Jahrzehnte hat der Verfasser kein Wort oder doch nur ein paar dürftige frostige Redensarten. Die heilige Allianz ist ihm ein „schöner Bund, der zu allen Zeiten ein vollgiltiges Zeugniß für die hohen und edlen Gesinnungen und die Gerechtigkeitsliebe seiner Stifter bleiben wird“. Die octroyirte preussische Verfassung vom 5. Dec. 1848, „welche vom König selbst verfaßt war,“ „wurde mit Jubel aufgenommen“. Denn „das Volk zog die Geschenke der Krone den zweifelhaften Errungenschaften der Revolution vor und ließ sich in seiner Freude durch kein Bedenken stören“. Sollte der Verfasser nicht irgendwo Hofbedienter sein? Jedenfalls ist seine lakainenhafte Gesinnung

nicht der Geist, in dem man heutzutage für die Schule und das Volk Geschichte schreibt.

Historisch=geographisch=statistische Tabellen über Entstehung, Zu- und Abnahme der vornehmsten europäischen Staaten. Ein Versuch. Von Dr. C. Rehdolt. Leipzig, Verlag von G. Mayer. 1863. 79 S.

Die Tabelle über Dänemark ist nicht correct. Daß Schleswig ebenso wie Holstein geraume Zeit ein vollständig vom Königreich Dänemark getrennter Staat war, ist nicht erwähnt. Daß Rendsburg und das Land der Dithmarsen 1200 dem Grafen Adolf von Holstein für immer abgenommen und wie man nach der Tabelle schließen muß, mit Dänemark vereinigt worden, ist durchaus unrichtig. Daß Holstein 1767 durch Erbschaft an Dänemark gekommen, ist ungenau. Ein Theil Holsteins kam damals an den in Dänemark herrschenden Zweig des oldenburgischen Hauses. Von einer Vereinigung mit dem Königreich war nicht die Rede. Die Herzogthümer sind keine Provinzen der dänischen Monarchie, sondern Staaten mit eigener Verfassung und Verwaltung und eigenem Erbrecht gewesen, und sie sind noch jetzt Staaten, wenigstens mit eigener Verfassung und soweit dies die Dänen nicht hinwegescamotirt haben, mit eigener Verwaltung. Wollte das der Verfasser zwischen den Zeilen lesen lassen, so that er unrecht; gerade in dieser Sache ist Deutlichkeit ganz besonders geboten.

Salambo. Von Gustav Flaubert. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1863.

Flaubert hat sich durch seine „Madame Bovary“ in der literarischen Welt Frankreichs einen geachteten Namen erworben. Man glaubte in ihm einen Realisten ersten Ranges, einen Nachfolger Balzacs sich entwickeln zu sehen. So waren wir, als sein neuer Roman angezeigt wurde, in nicht geringer Spannung, zumal da der Autor ein halbes Jahrzehnt sich dazu Zeit genommen hatte. Um so größer war die Enttäuschung, als sich fand, daß „Salambo“ das reine Gegentheil von „Madame Bovary“ war. Hier volle greifbare Wirklichkeit, dort eine Erfindung, die mit der Wahrheit im entschiedensten Widerspruch steht, hier eine Studie des weiblichen Herzens, die wie ein Kupfer in einem anatomischen Werke jeden Nerv und jede Faser getreu wiedergab, dort fast nichts als unklare Stimmung, Charaktere, die wie mystische Nebelwolken an uns vorüberschweben, Coulissen- und Costümmalerei, hier der französische Thackeray, dort der französische Stifter. Polybius erzählt, daß kurz nach dem ersten Kriege Karthagos mit Rom in Karthago ein Söldneraufstand ausgebrochen sei, der erst nach drei Jahren von Hamilkar Barkas habe unterdrückt werden können. Die wenigen Zeilen dieses Berichts gaben unserm Autor den Gegenstand seines Romans. Bei einem Feste, welches die Republik den Söldnern im Garten des abwesenden Hamilkar veranstaltet, sieht Matho, einer der Hauptleute derselben, Salambo, die Tochter des Suffeten. Von heftiger Leidenschaft zu ihr ergriffen und in dieser von dem griechischen Sklaven Spendius aus Haß gegen Karthago und Hamilkar, seinen Herrn, bestärkt, stellt er sich an die Spitze der Soldtruppen, welche sich, weil ihr Lohn nicht prompt gezahlt wird, empören, raubt im Tempel der Tanit den Zainph, den heiligen Schleier, der das Glück Karthagos in sich birgt, und bringt die von Hanno schlecht vertheidigte Republik in große Gefahr. Selbst der zurückkehrende Hamilkar vermag zunächst nichts gegen die Empörer aus

zurichten. Inzwischen wird Salambo, die sich bis dahin mystischen Träumereien hingegeben, von ihrem Lehrer, einem Priester der Tanit, veranlaßt, in das Lager der Söldner zu gehen und Matho den Schleier der Göttin abzufordern. Sie entführt denselben zwar, läßt aber dafür dem Matho, von dessen herkulischer Manneskraft überwältigt, ihr Herz zurück. Der Schleier bringt in Hamilkars Lager das Glück Karthagos zurück. Die Reuterer werden geschlagen, nachdem die Numidier von ihnen abgefallen sind. Zwar erholen sie sich wieder soweit, daß sie sogar Karthago belagern können, aber ein großes, dem Moloch dargebrachtes Kinderopfer entscheidet den Kampf gegen sie. Eins ihrer Heere wird in eine Schlucht gelockt, wo es verhungert, ein anderes wird in einer Schlacht besiegt und vernichtet. Nach dem Siege soll Salambo mit dem übergetretenen Numidierfürsten Marr-Savas öffentlich vermählt werden, sie stirbt aber, als Matho, der gefangen genommen worden ist, und dessen Hinrichtung das Hochzeitsfest verherrlichen soll, unter schrecklichen Martern von ihren Augen den Geist aufgibt.

Man sieht, die Handlung des Romans ist sehr einfach, die Verwicklung sehr oberflächlich. Lange Schilderungen von Schlachten und Belagerungen, Marterscenen der scheußlichsten Art, Kinderopfer, Kreuzigungen u. d. bis ins eckelhafteste Detail ausgemalt, unendliche Gebete der Salambo an alle möglichen und unmöglichen Götter, Nabetna, Astarte, Derketo u. s. w., Alles in Farben und Umrissen, wie sie sonst nur ein eingefleischter Haschischraucher träumt, sind die Hauptsache. Von dem innern Leben der auftretenden Personen erfahren wir so gut wie nichts. Von einigen, z. B. von dem jungen Hannibal, begreifen wir nicht einmal recht, weshalb sie auftreten. Andere scheinen nur da zu sein, um zu martern oder gemartert zu werden. Am begreiflichsten erscheint noch Hamilkar, obwohl auch er nicht viel mehr als ein finsterner Schemen ist. Die Person, welche die Titelrolle innehat, Salambo, bleibt uns völlig dunkel. Die Revolution, die in ihr vorgegangen sein muß, während sie in Mathos Zelt war, um den Schleier der Tanit zu holen, ist in ihren Folgen nur dadurch angedeutet, daß sie gleichgiltig bleibt, als die schwarze Schlange, ihre Hausgöttheit, deren Gesundheit sie früher ängstlich pflegte, bei ihrer Rückkehr verendet, und daß sie beim Anblick des Todes ihres Geliebten ebenfalls stirbt. Ebenso wenig ernstes Interesse flößt letzterer uns ein. Der Autor hätte hier Gelegenheit gehabt, zu zeigen, wie die Liebe den rohen Naturmenschen adelt und erhebt. Er mußte uns empfinden lassen, wie seine Leidenschaft ihn zu großen Entschlüssen trieb, den leiblichen Riesen zum geistigen Riesen, zum Helden umschuf. Statt dessen sehen wir in ihm nichts als den dumpfen, fast plumpen Fechter. Bei jener Scene im Zelte rafft er sich allerdings zu einem ungewöhnlichen Entschlusse auf, aber was er sagt, läuft auf süßliche Empfindsamkeit hinaus. Der blutige Söldnerführer will entsagen, will mit Salambo fliehen.

„Auf der andern Seite von Gades, zwanzig Tagereisen im Meere trifft man eine Insel mit Goldstaub, Rasen und Vögeln bedeckt. Auf den Bergen schaukeln sich duftige Blumen wie Weihrauchfässer. In den Citronenbäumen, die höher ragen als Cedern, werfen milchweiße Schlangen mit ihren diamantnen Zähnen die Früchte in das Gras. Die Luft ist so sanft, daß man nicht sterben kann. O, ich werde sie auffinden, du wirst sehen. Wir werden in Krystallgrotten leben, die in den Fuß des Hügels gehauen sind. Niemand noch bewohnt sie, und ich werde der

König des Landes werden.“ Folgt eine Pause, während welcher Matho sich bemüht, den Staub von Salambo's Absätzen zu blasen. Dann phantastirt er weiter, und jetzt über den ins Zelt blickenden Mond: „Ach, wie viele Nächte habe ich damit zugebracht, ihn zu betrachten! Er schien mir wie ein Schleier, der dein Gesicht verbarg. Du sahst durch ihn auf mich herab. Die Erinnerung an dich mischte sich mit seinen Strahlen; ich unterschied euch nicht mehr!“ Und den Kopf an ihre Brust gelehnt, weint er in Strömen.

In der That, wir können es, zumal da Matho unmittelbar nach dem Thränenerguß einschläft, der guten Salambo nicht verdenken, wenn sie sich bei solcher Sentimentalität fragt: „Das also ist der furchtbare Mann, der Karthago zittern macht?“ und wir finden es begreiflich, wenn sie, als Matho, durch erneuerten Kriegslärm geweckt und aus dem Zelte abgerufen, sich entfernt, statt auf die Reise nach den seligen Inseln zu warten, die Gelegenheit benützt, um ihm mit dem Zämyph zu entlaufen. Unerklärlich aber bleibt, wie sie ihm ihre Liebe bewahrt, obwohl sie wissen muß, daß die Entführung des heiligen Schleiers aus seinem Lager seinen Untergang zur Folge haben muß.

Möglich, daß Flaubert, indem er uns diese unklaren nebelhaften Menschenseelen vorführte, damit gerade das Seelenleben der damaligen punischen Welt echt realistisch wiederzugeben meinte. Aber abgesehen davon, daß er dann aus dem Gebiet der Dichtung heraustrat, die mit solchem dumpfen Dasein nichts zu thun hat, ist er damit nicht einmal wahr. Und ebenso unwahr ist der größte Theil dessen, was er uns von dem äußern Leben der alten Karthager erzählt. Er malt dasselbe bis in das kleinste Detail aus und schildert uns das Innere der Stadt, die Festungswerke, die Tempel, die Paläste, die Rathesversammlungen und Feste als ob sie noch existirten, wie etwa die Bauten und Gemälde Aegyptens, während wir doch nicht einmal über den Lauf der Ringmauer Karthagos genau unterrichtet sind, und Alles was von den Sitten und Gebräuchen, den Göttern und der Verfassung des punischen Staates überliefert ist, sich auf ein paar Blätter schreiben läßt. Und wollen wir hierin auch der Phantasie Ergänzungen auf Grund von Vergleichen mit andern semitischen Nationen gestatten, so mußte ein Schriftsteller, der Anspruch darauf macht, uns Culturbilder des Alterthums in der Form eines Romans zu geben, wenigstens wissen, daß der Gemahl der Tochter Hamilkar's Hasdrubal und nicht der Numidier Narr-Havas war, und daß Hanno nicht der Gegner Hannibals gewesen sein könnte, wenn er, wie hier, in Utica gekreuzigt worden wäre, als Hannibal noch ein Kind war. Mit Einem Worte: Wollte Flaubert uns einen Roman liefern, so hat er uns zu wenig Handlung und Verwicklung gegeben und zu wenig von dem innern Leben seiner Figuren, zu viel Decorationsmalerei, zu viel Kostüm geliefert. War es ihm dagegen darum zu thun, den Schleier zu heben, der auf einem Stück alter Cultur liegt, so mangelte ihm dazu die erforderliche Kenntniß, und diese durch Gebilde der Phantasie zu ersetzen, ist nicht erlaubt. In beiden Beziehungen ist sein Buch unschön und unwahr zugleich. Dagegen möchte es als eine der Seltsamkeiten, welche die neueste französische Literatur kennzeichnen, hier ausführlicherer Besprechung werth scheinen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. C. Elbert in Leipzig.